

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

14] Roman von E. Siebig.

„Ich werde sofort Ihr Buch lesen, wenn es erscheint, es wird mich sehr interessieren.“ Er rückte kaum merklich näher. „Das Geschick hat Sie zu verschwenderisch bedacht — so viel Liebreiz, dazu noch Talent!“

Mit einem Zusammensucken entriß sie ihm ihre Hand — ein greller Blitzstrahl zuckte — sie hatte sein Gesicht deutlich gesehen.

Er lächelte. „Ein scheußliches Gewitter“, sagte er in gleichgültigem Ton. Und dann wieder flüsternd: „Ich bin dem heutigen Abend sehr dankbar, obgleich ich nicht schlafen werde; die ganze Nacht nicht.“ Er machte eine Pause, dann flüsterte er noch leiser: „Ich habe zu denken, viel zu denken!“

Was sollte sie sagen? Sie schwieg beharrlich. Ihr Herz klopfte, nur das eine dachte sie: Wäre die Fahrt zu Ende! Ihre Blicke suchten das Dunkel zu durchbohren. Mit einem Zipfel ihres Mantels wischte sie über die Scheibe — da, draußen Lichter, matt den Regenschleier durchdringend. Man war aus dem Tiergarten heraus. Erst aus dem Tiergarten?! Ein Angstgefühl überkam sie — um Gotteswillen noch so lange zu fahren! Unerträglich langsam rumpelte der Wagen.

Auf! Das Fenster auf! Sie ersticke sonst. Ungeschickt mühte sie sich, das Fenster herunterzulassen.

„Gestatten Sie.“ Er beugte sich über sie und drückte sie dabei fast an seine Brust.

„Lassen Sie nur — nein — lassen Sie zu — ich will nicht!“ Sie lehnte sich ganz hintenüber, ihr Gesicht glühte, und doch fühlte sie einen Eisstrom zum Herzen dringen.

Seine unruhige heiße Hand lag auf ihrer Schulter und braunte durch alles durch; ihr war, als fasse jemand ihren nackten Hals.

Eisenlohr atmete rasch, sie hörte seinen Atem. „Verlassen Sie sich nur auf mich, liebes Kind,“ lispelte er. „Sie werden etwas erreichen!“

Seine heiße Hand glitt hin und her; jetzt lag sie ihr im Genick.

„Ich schreibe Ihnen eine Vorrede! Ich —“

Ihr Herz stand still. Sie wagte nicht Atem zu holen.

„Ich bin Ihr Freund!“

Ihr Kopf sah wie in einer Klammer.

„Ihr bester Freund!“

Seine Lippen näherten sich den ihren, — schon fühlte sie die heiße Berührung —

„Aussteigen! Ich will aussteigen!“ schrie sie laut.

Ihre zitternde Hand fand den Griff, sie stieß mit aller Kraft gegen die Thür.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ Er sagte sie um die Taille. „Seien Sie nicht kindisch! Ich bin Ihr Freund!“

„Lassen Sie mich!“ Sie weinte fast und rüttelte an dem Griff, verzweifelt in Angst und Zorn. Die Thür sprang auf — er wollte sie wieder zuziehen — Elisabeth stieß ihn zurück.

„Halt, Kutscher!“

„Zum Donnerwetter, voran Kutscher!“

„Nein!“

Der Wagen fuhr weiter — ein Sprung — sie strauchelte, sie raffte sich wieder auf — jetzt stand sie auf dem Pflaster. Sie fühlte wieder den Boden unter den Füßen; der Regen schlug ihr ins Gesicht.

Er machte Miene, ihr nachzuspringen. „Halt, Kutscher!“

Der Wagen hielt, der Kutscher grüßte vom Bod. „Nanu?“

„Fahren Sie, Kutscher!“ Elisabeth krachte den Schlag zu. „Ich danke Ihnen, Herr Eisenlohr! Zufahren, Kutscher!“

Ein unglaublich verblüfftes Gesicht starrte sie hinter der Scheibe an; der große Mann war sehr klein in diesem Augenblick.

Da stand sie, allein auf der nächtlichen Straße. Mitten in Pfützen; der Regen goß. Der Wind riß ihr das Tuch vom Haar, zerrte es ihr in den Nacken, saßte ihren Regenmantel und blähte ihn auf wie ein dunkles Segel.

Sie war taub gegen den Donner, sie sah nicht das Blitzen — aber jetzt, die Straße herauf, gerade auf sie zu,

kam einer mit raschen Schritten. Er schien sie neugierig anzusehen. Sonst war sie nicht ängstlich, aber heut — die Knie waren ihr schwach, die Füße wie Bleiklumpen. Noch taumelnd, ganz benommen, umtost vom Wetter, stand sie da. Ihr weißes Kleid hing wie ein schmutziger Lappen um ihre Füße; der Kranz an ihrem Arm hatte sich gelöst, die Blüten fielen in den Kot. Sie starrte den eilig Näherkommenden an.

Jetzt fuhr sie zusammen.

Der Herr zog den Hut. „Haben Sie sich verlegt? Ich hörte Sie rufen, ich sah Sie aus dem Wagen springen.“

Seine Stimme klang angenehm, sein Benehmen war höflich und ruhig. Was sollte der Fremde wohl von ihr denken?! Sie nahm sich zusammen und neigte den Kopf. „Ich danke.“ Sie wollte recht ruhig antworten, aber sie hörte selbst, wie ihre Stimme schwankte. „Ich habe mir nichts gethan.“ Sie zitterte am ganzen Leibe und hatte ein unerträgliches Gefühl der Scham. Während sie ihr nasses Kleid aufraffte, riß ihr ein Windstoß den Regenmantel weit auseinander. Man sah ihre ganze weiße Gestalt.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?“ Er half ihr den Mantel zusammenfassen. „Sie werden sich erkälten!“

„Danke, danke!“ Sie wandte sich ab und wollte weiter-eilen. Nur wenige Schritte bis zur Ecke kam sie, da blies ihr der Wind mit aller Heftigkeit entgegen und versing sich in ihren Kleidern. Donner und Blitz hatten nachgelassen, aber der Regen goß nieder mit wolkenbruch-ähnlicher Gewalt; die Straße stand unter Wasser. Kein Wagen, kein Mensch zu sehen. Vom Kanal her tönte ein dumpfes Brausen und man hörte das Plätschern des Regens auf den Blättern der Kastanien.

Elisabeth fühlte sich ganz hilflos; Zorn und ein klagliches Gefühl der eigenen Erniedrigung trieben ihr Tränen in die Augen. Sie sah nichts mehr.

„Sie können jetzt nicht allein gehen, so spät in der Nacht, bei diesem Wetter,“ sagte wieder die angenehme Stimme. „Ich heiße Ebel, Wilhelm Ebel. Gestatten Sie, ich werde Sie begleiten. Wohin darf ich Sie bringen?“

„O bitte nach der Bülowstraße.“ Sie waren gerade bei einer Laterne und sie wagte einen raschen Blick auf ihn zu werfen. Was hatte er für ein nettes Gesicht! Das Wetter hatte ihn zwar arg zugerichtet, seine Hutfrempe war die reine Dachtraufe; der Sturm hatte ihm die Haare in die Stirn gesetzt, das Wasser sloß an den Strähnen nieder. Seine Augen blickten sie mit einem gütigen Ausdruck an.

„Was müssen Sie von mir denken!“ sagte sie rasch. Sie wußte nicht, wie sie ihre Situation erklären sollte.

„Halten Sie sich an mir fest — bitte — jetzt kommt die Brücke, da ist es doppelt schlimm!“

Sie hatte versucht, allein weiter zu kommen, nun war sie doch froh, seinen Arm nehmen zu können. Halb bewußtlos stützte sie sich auf ihn; sie war schwach wie ein Kind.

Ein Gefühl der Erleichterung überkam sie, war sie doch nicht mehr allein; sie faßte ein plötzliches Zutrauen.

Er führte sie sorgsam und sagte: „Treten Sie hierhin und dann dorthin!“

Zwischen keuchenden Atemzügen bei angestrengtem Gang stieß sie heraus: „Ich komme von einem Fest — es sollte mich jemand nach Hause bringen — ich — ich —“ Der ganze Zorn packte sie wieder, sie biß die Zähne auf die Unterlippe.

„Ich komme auch von einem Fest“ — er schien ihre Aufregung nicht zu beachten — „von Kroll“.

„Ich auch!“ Sie sah ihn voll an. „Wie merkwürdig!“

„Pardon!“ Er sagte plötzlich an seinen Hut und blieb einen Augenblick stehen. „Jetzt erkenne ich Sie! Ich habe Sie heut abend auf der Bühne gesehen. Sind Sie — sind Sie nicht — er zögerte nun doch wieder — „sind Sie nicht Fräulein Reinharz?“

„Natürlich!“ Sie nickte. „Wie gut, daß ich Sie getroffen habe!“ Wie erlöst atmete sie auf. „Ach, ich bin Ihnen so dankbar!“ Sie preßte in der Erregung seinen Arm. „Was hätte ich wohl machen sollen, wenn Sie nicht gekommen wären? Ich danke Ihnen vielmals!“ Ihre Stimme klang innig.

Er fragte mit keinem Wort, wie sie in diese merkwürdige

Lage gekommen, als wäre es etwas ganz Natürliches, daß junge Damen spät nach Mitternacht allein auf der Straße umherirren.

Der Regen goß weiter; sie kamen mühsam, Schritt vor Schritt, voran. Niemand auf der breiten Straße. Jeder hatte sich geflüchtet. Keine Pferdebahn mehr. Die Nimmsteine flüßte. Die Häuser an der Straßenseite lagen ausgestorben, kein Licht schimmerte hinter den endlosen Fensterreihen. Die Restaurants hatten die Thüren geschlossen und ihre Rolläden waren heruntergelassen. All das Leben der Großstadt schien erstorben in dieser ungeheuren, nicht endenwollenden Sintflut. Sie waren die einzigen auf der Welt. Sie drückte sich näher an ihn. Er beugte sich vor, um sie vor dem Wind zu schützen. Noch nie in seinem Leben hatte er jemanden beschützt; es war ihm ein schönes Gefühl, diesen Mädchenarm in dem seinen halten zu dürfen. Es war ihm nicht kalt, obgleich der dünne Sommeranzug wie eine Haut an seinem Leibe klebte und das Wasser in seinen Stiefeln bei jedem Schritt quatschte. Er fühlte ihr Vertrauen, ohne daß sie davon sprach; das machte ihn warm.

„Sie haben mir heute sehr gut gefallen,“ sagte er leise, fast schüchtern. „Am allerbesten.“

Er sah nicht, daß sie rot wurde. Die scheue Bewunderung, die aus seinem Ton herausklang, that ihr wohl. Nach dem Erlebnis der letzten Stunde hatte sie ein heißes Verlangen, sich wieder vor sich selber erheben zu sehen; dieser hier stellte sie hoch, das fühlte sie ganz genau. Lag es im Ton seiner Stimme, in der Art, wie er von ihr Abschied nahm?

Sie waren endlich angelangt, das schützende Haus hatte sich geöffnet; er wagte nicht, ihre Hand zu nehmen, sondern stand draußen im Regen und machte eine respektvolle Verbeugung.

Da gab sie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, ich werde Sie nicht vergessen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Feuermelder.

Wenn es die Aufgabe der Feuerwehr oder Rettungsmannschaft ist, bei einem Brande den bedrängten Personen schleunige Hilfe zu bringen und wenigstens den besten Teil ihrer Habe den Flammen zu entreißen, so ist es auch Pflicht eines jeden Bürgers, der Behörde möglichst schnell von dem Ausbruch eines Feuers Kunde zu geben. Dies ist aber nur möglich, wenn die Gemeindeverwaltungen durch Beschaffung geeigneter Melde-Apparate jedermann in den Stand setzen, seine Nachricht der Löschmannschaft auf dem kürzesten Wege zu übermitteln.

Alle größeren Städte mit wohlorganisierter Feuerwehr besitzen heute selbstthätige Telegraphen, welche die Mannschaft in der Regel schon wenige Minuten nach Ausbruch des Brandes zur Stelle rufen. In diesen Städten sind jetzt Brände von größerem Umfange, wenn man die Ausdehnung des Gebietes in Betracht zieht, weit seltener als in Kleinstädten und auf dem Lande.

Noch vor einem Jahrzehnt bediente man sich in vielen Großstädten zur Meldung eines Feuers gewöhnlicher Telegraphenvorrichtungen, sogenannter Zeigertelegraphen, die in Polizei- oder Gemeindebüros aufgestellt waren. Der Beamte telegraphierte da ganz sachlich, daß an dem und dem Punkte ein Feuer ausgebrochen sei, und welche Ausdehnung dasselbe bis zum Zeitpunkt der Meldung angenommen. Der Leser wird sich vorstellen können, daß der Meldende nicht immer in der Lage war, eine genaue Ortsbezeichnung zu geben, so daß Mißverständnisse nicht ausbleiben konnten. So langte die Feuerwehr nach längerer Rundreise häufig erst dann an der Brandstätte an, wenn alles ein Raub der Flammen geworden.

In den letzten Jahren ist man nun zu einem anderen System übergegangen, das jedermann, selbst einem Kinde, durch Handhabung eines ganz einfachen Mechanismus Feuer zu melden gestattet, und zwar derart, daß Zerstörer fast ganz ausgeschlossen sind.

Zur Erreichung dieses Zweckes sind die Meldestationen wie die Feuerwache in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet und die Meldeapparate derart eingerichtet, daß beim Ziehen eines Handgriffes oder Niederdrücken eines Hebels der Strom unterbrochen wird. Jede Unterbrechung erzeugt aber ein Morse-Schriftzeichen auf dem Schreibapparat der Feuerwache, und dieses Zeichen wird auf dem Papierstreifen so lange wiederholt, bis der Apparat außer Thätigkeit tritt. In jedem Feuermelder ist nun ein Messingrädchen eingeschaltet, welches am Rande mit verschiedenen Auschnitten versehen ist und mit einer Kontaktfeder derart in Berührung steht, daß jedesmal bei Umdrehung des Rädchens der Strom wiederholt geöffnet und wieder geschlossen wird. Diese Auschnitte des Stromunterbrechers sind aber an den einzelnen Meldepunkten verschieden groß, bezw. auch in ungleichen Abständen von einander angeordnet, so daß je nach Bewegung des Hebels der einen oder anderen Station

auf dem Apparat der Centralstelle wesentlich verschiedene (der Morse'schrift ähnliche) Schriftzeichen erzeugt werden, und diese lassen erkennen, von welchem Punkte aus die Meldung erfolgte. Werden derartige Feuermelder in genügender Anzahl über das ganze Gebiet verteilt und auf offener Straße oder in besonders gekennzeichneten Häusern aufgestellt, so ist Jedermann in der Lage, die Feuerwehr seines Reviers in kürzester Frist zu alarmieren, ihr beim Eintreffen an der Meldestation genauere Auskunft zu geben und sie erforderlichen Falles selbst bis zur Brandstätte zu begleiten.

Ein auf diesem Princip beruhender Apparat hat sich in Berlin und anderen Großstädten gut bewährt. Sobald die Auslösung des Mechanismus bewirkt ist, tritt das Kontakträdchen in Thätigkeit, bis nach einigen Umdrehungen das Uhrwerk wieder selbständig gesperrt wird. Auf dem Boden des kastenartigen Apparates befindet sich oft auch eine Lastvorrichtung, welche den des Telegraphierens kundigen Beamten oder Feuerwehrleuten auch eine beliebige Nachricht nach der Centralstelle zu senden gestattet.

Durch Anwendung von Ruhestrom ist eine beständige Kontrolle für die elektrische Betriebsfähigkeit aller Meldestellen geschaffen, indem jede Störung der Leitung in der Centralstelle sofort wahrgenommen wird.

Um den Mißbrauch dieser Feuermelder zu erschweren — denn da er jedem zugänglich ist er willkürlichen Eingriffen besonders ausgesetzt — ist der Apparat mit einer Glasscheibe verschlossen, welche erforderlichen Falles zertrümmert werden muß. Trotzdem verzeichnet in Berlin die Statistik der Feuerwehr noch jährlich an 10—20 mutwilliger Falschmeldungen. Nichtsdestoweniger hat es sich doch als zweckmäßig erwiesen, die Apparate, jedermann zugänglich, auf dem Straßenterrain anzuordnen, da sich als bester Schutz derselben doch der Gemein Sinn der Bürger erwiesen hat. Aus diesem Grunde hat man auch in Amerika derartige Feuermelder, nicht wie bei uns verschlossen, sondern mit kleinen Thüren versehen, welche bei Oeffnung ein am Meldepunkt angeordnetes Läutewerk in Bewegung setzen. Dies bewirkt, daß die Straßenpassanten auf den Meldenden aufmerksam gemacht werden und ihn so lange festhalten, bis die Feuerwehr zur Stelle ist.

Ein gleichfalls sehr verbreiteter Feuermelder von C. u. E. Fein gestattet, unter Verwendung eines gleich einfachen Mechanismus, die Feuerwehr auch von der Art des Brandes zu unterrichten. Die Scheibe eines Uhrwerks ist hier mit den Bezeichnungen „Groß“, „Mittel“ und „Klein-Feuer“ versehen, und der Meldende hat nur eine Kurbel zu drehen und auf diese Weise Bezeichnungen einzustellen, um der Centralstelle gleichzeitig Ort und Art des Brandes mitzuteilen. In diesem Falle können also von jeder Station aus drei verschiedenartige Schriftzeichen auf dem Morse-Apparat erzeugt werden, wodurch eine größere Aufmerksamkeit des Beamten beansprucht wird. Viele Sachleute bestreiten aber, daß der größte Teil des Publikums über Art und Umfang eines Brandes zutreffend zu urteilen vermag, und deshalb wollen sie die Meldung von Privatleuten auf eine rein mechanische Thätigkeit beschränkt wissen.

Derartige Alarmapparate können nicht mit vollem Recht als „automatische Feuermelder“ bezeichnet werden, da der Telegraph doch thatsächlich durch eine Person in Thätigkeit gesetzt wird, die zunächst selbst von dem Ausbruch des Feuers unterrichtet sein muß. Einen wahrhaft automatischen Feuermelder, oder sagen wir das Ideal eines solchen, wird man also in einem Apparat sehen müssen, welcher völlig selbstthätig von dem Ereignis Kunde giebt, auch wenn bis zum Zeitpunkt der Meldung kein lebendes Wesen davon unterrichtet ist. Es giebt eine ganze Reihe derartiger mehr oder minder vollkommener mechanischer Vorrichtungen, welche vorzüglich in abgeschlossenen, schwer zugänglichen oder von Menschen selten betretenen Räumen angeordnet werden, in welchen durch Brandstiftung, Selbstentzündung gewisser feuergefährlicher Stoffe oder durch Fahrlässigkeit vorübergehend in diesen Räumen beschäftigter Personen ein Brand entstehen kann. In diesem Falle kommt es aber weniger darauf an, unmittelbar die Rettungsmannschaft zu alarmieren, als vielmehr den Eigentümer oder die Bewohner des Hauses, bezw. einen zur Bewachung desselben angestellten Aufseher von dem Ausbruch des Feuers zu unterrichten. Auch auf Schiffen, welche nicht selten durch Selbstentzündung der Kohlenvorräte auf offenem Meere ein Raub der Flammen werden, finden derartige Vorrichtungen Anwendung. Bei gänzlich isoliert stehenden unbewachten Gebäuden ist man natürlich genötigt, einen Mechanismus zu schaffen, welcher ferner wohnenden Personen die Kunde auf telegraphischem Wege übermittelt.

Alle die Angaben sind keineswegs so kompliziert, wie sich der Leser wohl vorstellen mag. Eine einfache Vorrichtung dieser Art beruht z. B. darauf, daß ein in eine elektrische Leitung eingeschalteter, aus einer Metalllegierung bestehender Pfropfen in normalem Zustande den Strom unterbricht, bei einem gewissen Temperaturgrade aber schmilzt und dadurch eine Kontaktfeder auslöst, welche den Strom schließt und das Erönen einer Alarmglocke bewirkt. Natürlich können auch mehrere Alarmapparate gleichzeitig in Thätigkeit gesetzt und in größeren Entfernungen von dem gefährdeten Punkt angeordnet werden.

Noch einfacher ist eine Vorrichtung, welche in jedem mit einer elektrischen Glodenleitung versehenen Hause unter Anwendung der bescheidensten Mittel ausgeführt werden kann. In die den betreffenden Raum durchschneidende Stromleitung wird eine Kontaktfeder eingeschaltet, welche durch einen an der Decke entlang geführten Wachsaden derart festgehalten wird, daß in normalem Zu-

Stände der Strom unterbrochen ist. Sobald der Faden aber auch nur an einer einzigen Stelle durchgebrannt ist, muß die Kontaktfeder zurückschneilen, den Strom schließen und die Alarmglocke ertönen lassen.

Ein anderer von Lunnard u. Keny erfundener Feuermelder besteht aus einem Thermometer, in dessen Quecksilberbehälter ein mit einem Pol der Leitung verbundener Platindraht eingeschmolzen ist; ein zweiter an dem anderen Pol befestigter Draht ist in die Quecksilberhülle eingeschmolzen und in dieser bis zu dem Punkte geführt, an welchem die Quecksilberhülle den kritischen Hitzeegrad erreicht. Sobald nun das steigende Quecksilber dieses Drahtende berührt, ist der Strom geschlossen und so die Alarmglocke in Thätigkeit gesetzt. Es kann aber an die Stromleitung eventuell auch ein Meldetableau angegeschlossen werden, so daß z. B. der Portier eines Hauses oder der Kapitän eines Schiffes sofort erkennen kann, welcher Punkt gefährdet ist. Auf Schiffen finden derartige Thermometer-Apparate hauptsächlich zur Messung der Temperatur in den Kohlenbunkern Anwendung, um eine rechtzeitige Lüftung oder Kühlung bewirken zu können.

Eine einfache aber sehr sinnreiche Vorrichtung, welche an der Decke der Räume angeordnet wird, tritt gleichfalls infolge Ausdehnung eines Körpers bei Temperaturerhöhung in Funktion, doch ist es in diesem Falle ein gasförmiger — die Luft. Eine Halbkugel aus Messingblech ist an der Hohlseite durch eine leicht bewegliche Membrane verschlossen, über welcher sich, 1—2 Millimeter entfernt, die Spitze eines Kontaktstiftes befindet. Wird nun die Luft in der Halbkugel infolge Erwärmung bis zu einem gewissen Grade ausgedehnt, so wölbt sich die Membrane nach oben, berührt den Kontaktstift und schließt hierdurch den Strom, der nun das ertönen einer Alarmglocke bewirkt oder ein Tableau in Thätigkeit setzt. Natürlich kann der Strom bei Anwendung eines jeden Systems unter Umständen auch dazu dienen, eine Feuerwache von der gefährlichen Temperatur oder dem Ausbruch des Brandes zu unterrichten, doch wird dies im allgemeinen wohl nur geschehen, soweit öffentliche Gebäude in Frage kommen.

Wenn derartige automatische Feuermelder bisher nur in beschränktem Maße Anwendung gefunden haben, so liegt das hauptsächlich daran, daß sie als sehr zuverlässig nicht bezeichnet werden können; unter Umständen vermag der Brand schon eine große Ausdehnung anzunehmen, ohne daß die Temperatur den Stromschluß herbeiführt. Bei derartigen empfindlichen Apparaten sind natürlich schon die kleinsten, kaum sichtbaren Verletzungen geeignet, das Funktionieren des Mechanismus zu verhindern. Auch können leicht Luftströmungen oder sonstige atmosphärische Einflüsse bewirken, daß gerade der Apparat eine verhältnismäßig niedere Temperatur bewahrt, während in einer Entfernung von wenigen Metern bereits alles in Flammen steht. Andererseits darf man die kritische Temperatur, welcher die Apparate konstruktiv angepaßt werden, nicht zu niedrig wählen, da lokale Temperaturerhöhungen nicht selten vorkommen, ohne daß schon eine Feuergefahr vorliegt. Aber selbst bei Beachtung dieses Punktes tritt sehr häufig durch irgend welche äußeren Einwirkungen, z. B. durch Erschütterung oder Nachgeben eines Mechanismus, Stromschluß ein, so daß nicht selten blinder Feuerlärm entsteht.

Das sind die Bedenken, welche gegen Anwendung völlig automatischer Feuermelder noch geltend gemacht werden, doch liegt keine Veranlassung vor, dieselben überhaupt zu verwerfen. Sie haben in vielen Fällen die vortrefflichsten Dienste geleistet, und das gab den Mechanikern Veranlassung, immer wieder die Vervollkommnung derartiger Vorrichtungen anzustreben. — Fred Hood.

Kleines Feuilleton.

— Der Wachtelzug in Aegypten. Der Durchzug der Wachteln über die Küsten des Mittelmeeres von Port Said bis Alexandria bietet den Eingeborenen die Gelegenheit zu einem sehr ergiebigen Fang, der diese Tiere allmählich vollständig auszurotten droht. Der Durchzug fällt in jenen Gegenden auf die Zeit von Anfang September bis Mitte Oktober. Die Wachteln kommen vereinzelt oder in kleinen Gruppen von zwei bis sechs bei Tagesanbruch vom Meere an und lassen sich sofort ermattet auf den Dünen nieder; dies ist die Gelegenheit, bei der die Jagd veranstaltet wird. Ein Bericht des französischen Konsuls in Port Said giebt eine genaue Beschreibung der von den Arabern angewandten Fangmethoden. Vor der Ankunft der Wachteln werden an den günstigen Orten seine Netze senkrecht bis zu einer Höhe von 5 Metern an Stangen aufgespannt. Die Fangnetze bestehen aus zwei Stücken, einem Netz von sehr breiten und ziemlich losen Maschen, das nach der Seeseite gewendet ist, und einem zweiten nach innen zu mit engeren Maschen, die so gefaltet sind, daß sie Taschen bilden. Das erste Netz ist bestimmt, die Festigkeit des Stoßes abzumildern, wenn der Vogel sich in vollem Fluge auf die Vorrichtung niederläßt, deren Farbe völlig mit der des Dünenandes übereinstimmt. Auf flachen Küsten greifen die Araber zu einem ganz anderen Mittel. Sie pflanzen von 5 zu 5 Metern Reihen von trockenem Schilfrohr und garnieren dieses mit Blättern so, daß ein derart bepflanztter Ort den Anblick eines Maisfeldes bietet. An dem Fuße jedes Schilfrohrs stellen sie einen Krautbusch auf, in dessen Mitte eine Höhlung gelassen wird; die vom Meere abgekehrte Öffnung wird mit einem Netz geschlossen, das von kleinen in die Erde gegrabenen

Stützen aufrecht gehalten wird. Die Wachtel, die von der langen Reise ermüdet ankommt, setzt sich in das Schilfrohr, das ihr ja die Illusion eines Getreide- oder Maisfeldes bietet, flüchtet sich aufgeschreckt in den künstlichen Busch und gerät von da in das Netz, in dem sie von dem aufpassenden Wächter gegriffen wird. Andere werfen auch ein Netz auf den Busch, auf dem sich der Vogel niedersetzt, oder es kommen zwei Jäger von beiden Seiten des Busches und werfen zusammen ein Netz über den Vogel. Die Ausfuhr der Wachteln, die auf diese Weise gefangen werden, erhebt sich bis zu einer Million Stück im Jahre. Der Verkaufspreis beträgt beim Einzelverkauf in den Städten am Anfang der Fangzeit 60 Centimes pro Stück und fällt, wenn diese ihren Höhepunkt erreicht hat, auf 20 Centimes. —

— Woher der Name der Stadt Paris stammt, darüber giebt der „Intermédiaire des Chercheurs“ folgenden Aufschluß: Der alte Name der Stadt war bekanntlich Lutetia, welche Bezeichnung von dem keltischen Worte „Loutouhez“ herkommt, welches etwa mit „Wohnung in Mitte von Wässern“ zu übersetzen wäre. Ursprünglich bewohnten die Lutetier nur die Insel, auf welcher jetzt die Notre-dame-Kirche steht. Als sie sich dann ausbreiteten und auch die gegenüberliegenden Ufer der Seine zu bewohnen angingen, nannte man diejenigen, welche die neuen Stadtteile bewohnten, „Parisii“, von dem keltischen Worte „Pas-ri“, Leute, die den Fluß passieren. Der Name „Paris“ wäre also aus diesem keltischen „Pas-ri“ entstanden und würde soviel bedeuten wie „Stadt der Pariser“, „Stadt der den Fluß Ueberschreitenden“. —

Litterarisches.

— Die litterarischen Verhältnisse in Rußland beleuchtet ein kleiner Artikel „Was man in Rußland liest“ von M. Geyner in den „Grenzboten“. In Rußland kommen auf eine Million Einwohner nur etwa 10 Zeitungen, noch weniger als in dem kleinen Bulgarien. Die Auflagen auch der größten Blätter übersteigen kaum 10 000 Exemplare. Die wenigen Zeitschriften sind allerdings zum teil weit reichhaltiger als die unsrigen, sind aber schon mehr zu den Wüchern zu rechnen, an denen Rußland auch sehr arm ist. Die russischen Verleger drucken am liebsten alte bewährte Sachen. So erschienen z. B. in dem Jahre, in dem Puschtsins Werke verlagsfrei wurden, über 160 verschiedene Ausgaben! Von neuen Autoren werden vorzugsweise Ausländer — namentlich Zola und Jules Verne — gedruckt, weil da kein Honorar gezahlt zu werden braucht. Buchhandlungen zählte man in dem ganzen ungeheuren Reiche vor kurzem circa 1800; davon kamen auf das ganze asiatische Rußland 64 und auf Petersburg und Moskau zusammen 450. Dabei sind diese „Buchhandlungen“ vielfach nur Papierläden. Volksbibliotheken gab es in den achtziger Jahren 600, während die kleine Schweiz und Schweden deren je 2000 besitzen. Indessen ist anzuerkennen, daß sich ein starker Zug des Fortschritts auch hier bemerkbar macht. — („Litt. Echo“.)

Musik.

Es sieht derzeit fast so aus, als sollte zur Konzertszeit des Berliner Winters als Seitenstück eine Opernzeit des Berliner Sommers kommen. In dieser Woche, abgesehen von Gaspielen, allein vier Neu-Aufführungen: bei der Morwiy-Oper im Schiller-Theater zwei für sie erste Aufführungen („Trompeter“ und „Nürnbergischer Puppe“) bei der Heinrich-Oper im Westen eine Neu-einstudierung („Goldenes Kreuz“) und eine überhaupt erste Vorstellung, die „Versunkene Glocke“. Nur im Neuen Operntheater (Kroll) flattert noch immer täglich die „Fledermaus“. Einstweilen hörten wir am Dienstag bei Morwiy den „Trompeter von Säckingen“, Rehers romantische Oper nach Schöffels bekannter Dichtung, jenes Hohelied des Schmachts, das allein wohl alle Schmachtsagen von „der Blume, die an Baches Rand“ bis herauf zu „Stell auf den Tisch“ und zu „Long long ago“ aufwiegt. Obwohl das Stück nicht eben wie sonst solche Stücke durch glänzende Rollen entschädigt, konnte man doch an zwei besonderen schauspielerischen Leistungen seine Freude haben: an dem „Freiherrn“ Adolf Carlhofs, der auch ziemlich gut sang, und an der „Gräfin“ Frida Hawliczels; letztere spielte wieder, wenngleich ihre Kunst sich vorläufig nicht sehr weit zu spannen scheint, mit einer stammenswerten Vornehmheit und Naturliebe und ohne einen Versuch des Vordrängens — ihr pantomimisches Begleitungsstück inmitten der träge dastehenden Unschäffligsten, war ein ganz eigener Genuß. Im übrigen sei Joseph Fanta genannt, der den „Werner“ mit einer hübschen Stimme sang; Marie von Tergowis „Maria“ war ein etwas gar klasses Spiel und ein um so schneidigerer Gesang; Georg Thölke gab den „Corradin“ sympathisch, freilich mehr mit schauspielerischer Maske; Felix Steinbeck sorgte in zwei Nebenrollen für Uff. —

Nachskrift. Soeben geht uns ein geheimes Altesstück zu. Danach ist der Spielplan der „Neuen Königlichen“ bei Kroll bereits für die nächsten zehn Jahre entworfen. Es soll dort in jedem Sommer täglich „Die Fledermaus“ gegeben werden. Für den Fall, daß die heimischen Kräfte dazu nicht ausreichen, ist bereits mit einigen Provinzbühnen die nötige Verabredung getroffen. — sz.

Kulturgeschichtliches.

— Ein sehr interessantes Beispiel, wie weitherzig man im Mittelalter und zur Zeit des Humanismus besonders in Italien

war, wenn es sich um die Erwerbung seltener und wertvoller Handschriften handelte, teilt P. Robert-Würzburg in der „Zeitschr. f. Bücherfr.“ aus dem neuerjährenen vierten Bande der „Deutsch. Altertumszt.“ von Karl Müllenhoff mit, die jetzt aus dem Nachlasse des verstorbenen Germanisten von Prof. Müdiger herausgegeben wird. Das Kloster Corvey war von je her durch handschriftliche Schätze berühmt. Hier befand sich neben der einzigen Handschrift von Tacitus „Germania“ und anderen Schätzen auch eine Handschrift der ersten Bücher des Hauptwertes des Tacitus, der „Annales“. Sie befindet sich heute in Florenz, wo sie eine Zierde der Bibliothek bildet. Ihrer Schrift nach stammt sie wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhundert. Wie hat nun die Handschrift diesen Weg zurückgelegt? Die ersten Bücher der Annales erlebten ihren ersten Druck im Jahre 1515, wo sie von Philippus Bevalbus herausgegeben wurden. Dieser erwähnt in der Vorrede die Handschrift und fügt mit einiger Bellemmung hinzu, daß „diese Leute in den Wäldern Germaniens mit vielen Kosten erjagt sei“. Viel offener hatte sich schon vorher ein vornehmer Florentiner, Francesco Soderini, über ihre Herkunft ausgesprochen. Er erzählt einfach, daß dieser Codex 1508 in Corvey gestohlen und nach Rom gebracht worden sei. Am 1. Dezember 1517 schreibt Papsi Leo X. an den Erzbischof Albert von Mainz: „Die viel beehrten fünf ersten Bücher der Kaisergeschichte des Cornelius Tacitus sind gestohlen worden und durch viele Hände endlich in die meinen gelangt...“ Da dieser Brief nur abkürzliche vorlag, so hat es natürlich nicht an Leuten gefehlt, die ihn für eine Fälschung erklärten. Da fand sich plötzlich in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts das Original. Vom Rücken einer alten Lutherbibel abgelöst, befindet es sich heute in der königlichen Bibliothek zu Berlin. —

Medizinisches.

ie. Auf eine neue Art der Gewinnung bakterientötender Stoffe wird durch Emmerich u. Loew in der „Zeitschrift für Hygiene“ verwiesen. Wie man weiß, besteht die heutige Bekämpfung ansteckender Krankheiten in erster Linie in der Gewinnung von Serum oder Heilblut aus solchen Tieren, die durch allmählich gesteigerte Impfung gegen die betreffende Krankheit widerstandsfähig gemacht worden sind. Dieses Verfahren ist aber doch recht umständlich und langwierig; es vergehen Wochen darüber, bis das betreffende Tier die Impfszeit überstanden hat und wirksames Heilblut zu liefern vermag. Emmerich u. Loew haben es nun in einzelnen Fällen verstanden, aus der Bakterienbrut direkt einen Stoff auszuscheiden, der selbst bakterientötende Eigenschaften besitzt. Die beiden Forscher erhielten zunächst aus den Kulturen des Bacillus pyocyaneus eine chemische Verbindung, die sich als ein wirksames Mittel gegen Milzbrand erwies. Wenn dieser Bakterienstoff auf Tiere geimpft wurde, die vorher mit einer tödlichen Dosis von Milzbrandkeimen angesteckt waren, so wurde die Wirkung der letzteren völlig aufgehoben und die Tiere blieben gesund. Und nicht nur dies gelang, sondern es war auch möglich, die Tiere vorher gegen eine Ansteckung mit Milzbrand widerstandsfähig zu machen, wenn man sie mit jenem Bakterienstoffe impfte. Das fragliche Enzym hat auch eine zerstörende Wirkung gegenüber den Bacillen des Typhus, der Diphtherie und der Pest gezeigt. Wertwüdigerweise ist eine Wirkung unter Ausschluß der Luft am stärksten. Die nützliche Wirkung wurde auch nicht im geringsten beeinträchtigt, wenn der Stoff 1 1/2 Stunden lang einer Hitze von 98 1/2 Grad ausgesetzt worden war. —

Technisches.

— Eine chinesische Schreibmaschine. Wenn die chinesische Sprache schon mündlich ungemein schwierig zu erlernen ist, auch abgesehen von ihren zahlreichen Dialekten, so erfordert die Aneignung der chinesischen Schrift eine noch viel größere Arbeit, und Europäer, welche in China schreiben lernen, gehören zu den größten Seltenheiten. Bekanntlich ist das Chinesische eine Silbenschrift und hat daher für jede einzelne Silbe ein besonderes Zeichen, deren es über fünfzigtausend giebt. Vollkommen beherrscht werden diese indessen nur von den eingeborenen Spezialgelehrten, während nur fünftausend im gewöhnlichen Gebrauch sind, und viertausend für beinahe alle Zwecke genügen. Innerhin war es ein kühnes Unternehmen, für diese gewaltige Zahl von verschiedenen Charakteren eine Schreibmaschine zu konstruieren, eine Aufgabe, welche der amerikanische Missionar D. J. Sheffeld vom Tung cho College in Kientien glücklich gelöst hat. Die Maschine enthält, wie die „Technische Rundschau“ mitteilt, unten an einer großen kreisrunden Scheibe die viertausend chinesischen Zeichen und genau darüber, auf der oberen Seite, deren Uebertragung in englischer Schrift, und zwar sind sie in alphabetischer Reihenfolge angeordnet, so daß nach der englischen Aussprache auch das chinesische Zeichen gefunden wird. Mit der linken Hand wird die Scheibe gedreht, bis die Reihe, in der das gewünschte Zeichen enthalten ist, an richtigen Ort steht, und dann wird das Papier auf einer Schlitzenvorrichtung so weit vorwärts oder rückwärts verschoben, bis der an Schlitzen befestigte, aber über der Scheibe laufende Zeiger auf dem Zeichen einsteht. Mittels einer kleinen Kurbel wird das Zeichen dann gedruckt. Der Mechanismus ist sehr einfach, aber er reicht vollkommen von demjenigen unserer Schreibmaschinen ab. Freilich geht das Schreiben auch mit dieser Maschine langsam, aber nicht so langsam, als es den Anschein hat, denn erstens schreibt man mit jedem Druck

eine Silbe, nicht einen Buchstaben, und zweitens festehen die chinesischen Silbenzeichen aus zwei bis fünfundzwanzig Strichen, so daß der chinesische Schreiber überhaupt viel langsamer vorwärts kommt als wir. Zu dem Hauptvorteil, die viertausend Zeichen nicht erlernen zu brauchen, kommt nun aber noch die Sauberkeit und Gleichmäßigkeit der Schrift, durch welche das Lesen ganz bedeutend erleichtert wird. —

Humoristisches.

— Entrückung. Alte Jungfer (findet einen Knopf in der Suppe): „Ein Knopf! Das ist sicher wieder so ein abscheulicher Junggeselle, der Hotelloch!“ —

— Uebertrumpft. Karl: „Mein Vater hat ein schönes Bierglas mit Rusil!“

Moriz (Sohn eines Kommerzienrats): „Das ist gar nichts! Der meine hat 'ne feuerfeste Kasse mit Rusil!“ —

— Nobel. Kommerzienrat (der ein Schloß gekauft, an seinen ebenfalls „hochherrschastlich“ wohnenden Freund schreibend): „Beste Grüße von Palast zu Palast.“ (Megg. hum. Bl.)

Notizen.

— Das Opernhaus wird im nächsten Spieljahr Siegfried Wagners „Värenhäuter“ als eine der ersten Novitäten bringen; eine neue Oper von Eugen d'Albert ist ebenfalls angenommen. Für das Schauspielhaus sind außer Ernst v. Wildenbruch's „Die Töchter des Erasmus“, Wilhelm Wolters „Tragische Konflikte“ und Franz v. Königsbrunn's „Schaupl. Freisicht“ neuerdings angenommen: Die Komödie „Gevatter Tod“ von Eberhard König, das Schauspiel „Laub“ von Walter Voem und das Drama „Fremdling“ von Max Heyold. Einige russische Stücke sollen in neuer Einstudierung herausgebracht werden. —

— Einer neuen Berliner Theater-Vereinigung „Deutsche Volkshöhne“ hat Paul Heyse sein Drama „Elfriede“ für die Aufführung im kommenden Winter zur Verfügung gestellt. —

— Ein Denkmal Hans v. Wälows wurde an seinem Grabe auf dem Ohlsdorfer Friedhofe bei Hamburg enthüllt. Gildesbrand hat es aus Tiroler Porphyrt gearbeitet; in den schön geforniten Stein ist das Reliefporträt Wälows eingelassen. Unterhalb des Bronzereliefs steht in einer Nische die Urne, in der die Asche Wälows aufbewahrt wird. —

— In Dresden ist der Landschaftsmaler Paul Jacoby im 56. Lebensjahre gestorben. —

— Der französische Chirurg Dohy führte in Kiel vor einer geladenen Gesellschaft Operationen in Kinematographen vor. Er hat durch einen besonders konstruierten Apparat Operationen aller Art, die er ausführte, aufnehmen lassen, um sie im Hörsaal den Studierenden besser darstellen zu können. Das Verfahren hat sich durchaus bewährt. Jede Phase der Operation vom ersten Schnitte bis zum Anlegen des Verbandes stand mit überraschender Deutlichkeit vor den Augen der Teilnehmer. —

— Der im Fort d'Estrees, beim Kap Matifon, stehende Artillerie-Leutnant Chardin hat nach einer Meldung der „Revue“ in der dortigen Umgebung die Reste einer Basilika des vierten oder fünften Jahrhunderts entdeckt. Der Boden dieses Gebäudes ist mit Mosaiken belegt, deren Darstellungen von Inschriften begleitet sind. Etwa hundert Platten dieses Mosaikbodens wurden bis jetzt bloßgelegt. Die Basilika gehörte zu einer großen Stadt. Bis jetzt sind in Ägypten und Tunis die Reste von mehr als hundert, teilweise sehr großen und prächtigen Städten entdeckt worden, die alle tief im Sande begraben liegen. —

— Eine Anzahl gut erhaltener menschlicher Skelette in voller Rittersrüstung auf Pferden ist kürzlich auf der Insel Gotland (Ostsee) in einer Tiefe von neun Metern aufgefunden worden. Nach dem „V. T.“ nimmt man an, daß die Funde aus dem 9. Jahrhundert herrühren. —

t. Die nächste Versammlung des Internationalen Meteorologischen Komitees ist auf den 20. August d. J. nach St. Petersburg einberufen worden. —

— Seifenspiritus ist nach Meinung des Chirurgen Milnez das beste Mittel, die Haut zu desinfizieren. Es ersetzt zugleich den reinen Alkohol, mit dem der Arzt die Hände, und das Sublimat, mit dem der Arzt seine Hände und die Haut des Patienten vor der Operation abwäscht. —

— Amerikanische Papierindustrie. In Millinodet wird jetzt von der „New Great Northern Paper Company“ eine Fabrik gebaut, die pro Tag 300 Tonnen Zeitungspapier produzieren soll. Den Rekord in der Papierfabrikation hält gegenwärtig eine ungeheure Maschine in der Fabrik von Rumford-Falls (Maine), die allein 50 Tonne Papier an einem Tage produziert. —